

Der neue Syllabus von Papst Franziskus

Der Heilige Vater möchte die Gläubigen vor Irrlehren schützen und warnt vor Fehlformen des Christentums und einer Pastoral, aus der keine echte Evangelisierungsdynamik hervorgeht. Von Christoph Düren



Foto: dpa | Menschenfischer sein, darum geht es dem Papst. Mit deutlichen Worten kritisiert er Haltungen und Ideologien, die einer wirksamen Mission im Wege stehen.

20.12.2013, 15:12 Uhr

Redaktion

Als der selige Papst Johannes XXIII. das Zweite Vatikanische Konzil eröffnete, da setzte er eine bemerkenswerte Zäsur. Diese bestand darin, nicht mehr so energisch Irrlehren zu verurteilen, wie dies die Nachfolger Petri zuvor häufig gemacht hatten. Alle Päpste und alle vorherigen Konzilien, angefangen mit dem Konzil von Nizäa im Jahre 325, hatten sich mit Irrlehren auseinandergesetzt und diese verurteilt. Dies geschah, um die Gläubigen vor falschen Wegen zu warnen und die Wahrheit des Glaubens umso strahlender aufscheinen zu



Foto: dpa | Menschenfischer sein, darum geht es dem Papst. Mit deutlichen Worten kritisiert er Haltungen und Ideologien, die einer wirksamen Mission im Wege stehen.

lassen. Im 19. Jahrhundert war es vor allem der „Syllabus errorum“ („Verzeichnis der Irrtümer“), eine Liste von 80 Thesen, die vom seligen Papst Pius IX. im Jahre 1864 als häretisch verurteilt worden waren. Damals ging es zum Beispiel um Pantheismus, Naturalismus, Rationalismus, Indifferentismus, Sozialismus, Kommunismus, Liberalismus und viele andere: um „Ismen“, die von Pius IX. streng verurteilt wurden.

Sein Nachfolger, der heilige Papst Pius X., stellte mit dem Dekret „Lamentabili“ des Heiligen Offiziums zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine ähnliche Liste von Irrlehren zusammen. Und drei Jahre später, im Jahre 1910, führte er den Antimodernisteneid ein, mit dem alle kirchlichen Amtsträger jenen modernen Irrlehren abschwören mussten. Erst 1967 wurde dieser Eid von Papst Paul VI. abgeschafft. Bereits sein Vorgänger, Johannes XXIII., kündigte bei der Konzilseröffnung am 11. Oktober 1962 eine Wende in der Lehrverkündigung an, als er sagte: „Die Kirche hat diesen Irrtümern zu allen Zeiten widerstanden, oft hat sie sie auch verurteilt, manchmal mit großer Strenge. Heute dagegen möchte die Braut Christi lieber das Heilmittel der Barmherzigkeit anwenden, als die Waffe der Strenge erheben. Sie glaubt, es sei den heutigen Notwendigkeiten angemessener, die Kraft ihrer Lehre ausgiebig zu erklären, als zu verurteilen.“

Auf diesem Hintergrund erklärt sich, warum das Zweite Vatikanische Konzil – im Gegensatz zu seinen Vorgängersynoden – keine Lehrverurteilungen und Anathematismen (Kirchenausschlüsse) ausgesprochen hat und es sich um ein „pastorales“ Konzil handelt.

Warum aber leitete Johannes XXIII. diese Kursänderung ein? Ging er davon aus, dass es keine Irrlehren mehr gibt? Oder dass sie nicht gefährlich für die Kirche seien? Keineswegs! Wie er in derselben Rede selbst zum Ausdruck bringt, hielt er diese Irrtümer für alle Menschen für so offensichtlich, dass die Kirche sie nicht ihrerseits auch noch einmal verurteilen müsse: „Das bedeutet nicht, dass es keine falschen Lehren und keine gefährlichen Meinungen gebe, die man vermeiden und zerstreuen muss. Aber diese widerstreiten so offensichtlich den rechten Grundsätzen der Ehrbarkeit, und sie haben so verheerende Früchte gezeitigt, dass heute bereits die Menschen von sich aus solche Lehren verurteilen.“ Vielleicht war das aber ein Trugschluss. Schon Paul VI. wandte sich zum Beispiel in „Mysterium fidei“, in „Humanae vitae“ und im Credo des Gottesvolkes mehrfach gegen Irrlehren. Und Papst Johannes Paul II. führte wieder einen Treueid und eine besondere Formel des Glaubensbekenntnisses ein, mit der sich die kirchlichen Amtsträger zur treuen Befolgung der katholischen Lehre und Ordnung verpflichten mussten. Wesentlich beigetragen zur Wiedereinführung dieser Formeln hatte der Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal Ratzinger, der spätere Papst Benedikt XVI.

Und nun können wir beobachten, dass Papst Franziskus offensichtlich wieder an die Verurteilung von Irrlehren anknüpft, wie dies um die vorletzte Jahrhundertwende Pius IX. und Pius X. in sehr scharfen Worten getan hatten. Schaut man in „Evangelii gaudium“, so stellt man starke Parallelen zu den Verurteilungen im Syllabus fest. Nicht weniger als 33 „Ismen“ verurteilt Papst Franziskus in Evangelii gaudium: übertriebenen Aktivismus, Alkoholismus, Atheismus, Autoritarismus, Chauvinismus, Egoismus, Fanatismus, Fatalismus, Fetischismus des Geldes, gewalttätigen Fundamentalismus, Gnostizismus, atheistischen Immanentismus, postmodernen und globalisierten Individualismus, Irenismus, übertriebenen Klerikalismus, spirituellen oder ungehemmten und zügellosen Konsumismus, Manager-Funktionalismus, Neu-Pelagianismus, Nominalismus, sterilen Pessimismus, unverantwortlichen Populismus, Positivismus, grauen Pragmatismus des kirchlichen Alltags, Proselytismus, laizistischen Rationalismus, ästhetischen oder moralischem Relativismus, Säkularismus, Sophismus, relativistischen Subjektivismus, versöhnlichen Synkretismus, Szientismus, Totalitarismus sowie abstrakten und globalisierenden Universalismus.

Greifen wir einige davon heraus, um zu verstehen, wovor Papst Franziskus warnen möchte. In Nr. 94 des Apostolischen Schreibens begegnen wir gleich vier dieser „Ismen“: dem Gnostizismus, Subjektivismus, selbstbezogenen und prometheischen Neu-Pelagianismus sowie dem anthropozentrischen Immanentismus. Worum geht es hierbei? Der Gnostizismus – von Gnosis (Erkenntnis) – war eine Irrlehre, die behauptete, der Mensch würde alleine durch ein elitäres Wissen um bestimmte göttliche Geheimnisse erlöst werden. Er ging dabei von einem durch ewige böse Mächte beherrschten Diesseits und einem genauso ewigen jenseitigen Lichtreich aus. Der Subjektivismus überbetont das einzelne Subjekt in Bezug auf die Frage des Erkennens und Wollens.

Unter Pelagianismus versteht man im weiteren Sinne die sehr starke Betonung der Freiheit des Menschen und seines sittlichen Vermögens für Erlösung bei gleichzeitiger Leugnung oder Unterbewertung der Notwendigkeit der heilenden und heiligenden Gnade. Unter dem „anthropozentrischen Immanentismus“ schließlich verbirgt sich die Vorstellung, der Mensch – und nicht Gott – stehe im Zentrum der Welt, die nur als Diesseits (Immanenz) ohne jeden Jenseitsbezug (Transzendenz) zu verstehen sei.

In seinem Apostolischen Schreiben Evangelii gaudium wendet sich Papst Franziskus nun gegen „die spirituelle Weltlichkeit, die sich hinter dem Anschein der Religiosität und sogar der Liebe zur Kirche verbirgt“ und darin bestehe, „anstatt die Ehre des Herrn die menschliche Ehre und das persönliche Wohlergehen zu suchen“ (Nr. 93). Dies könnte nun wahrlich als harter Angriff gegen Mitglieder des Episkopats und der Priesterschaft

verstanden werden. Denn damit wird gesagt, dass manche Hirten nur fromm tun, in Wirklichkeit aber nicht die Ehre Gottes suchen, sondern ihre eigene Ehre und ihren eigenen Vorteil.

Diese von Papst Franziskus als „spirituelle Weltlichkeit“ bezeichnete Fehlform pastoralen Wirkens speise sich „aus zwei zutiefst miteinander verbundenen Quellen“. Zum einen aus der „Faszination des Gnostizismus, eines im Subjektivismus eingeschlossenen Glaubens, bei dem einzig eine bestimmte Erfahrung oder eine Reihe von Argumentationen und Kenntnissen interessiert, von denen man meint, sie könnten Trost und Licht bringen, wo aber das Subjekt letztlich in der Immanenz seiner eigenen Vernunft oder seiner Gefühle eingeschlossen bleibt“. Der Papst kritisiert damit die Haltung jener, die sich darauf beschränken, bestimmte Glaubenslehren zu kennen, dabei aber im eigenen Denken und Fühlen gefangen bleiben.

Die andere Quelle für jene „spirituelle Weltlichkeit“ sei der „selbstbezogene und prometheische Neu-Pelagianismus derer, die sich letztlich einzig auf die eigenen Kräfte verlassen und sich den anderen überlegen fühlen, weil sie bestimmte Normen einhalten oder weil sie einem gewissen katholischen Stil der Vergangenheit unerschütterlich treu sind“. Hier kritisiert der Papst offenbar die Haltung jener, die aufgrund des Einhaltens moralischer Normen oder des Praktizierens vergangener katholischer Formen meinen, anderen überlegen zu sein. Diese auf den eigenen rechten Glauben oder das eigene rechte Handeln sich beziehende „vermeintliche doktrinelle oder disziplinarische Sicherheit“ gebe Anlass „zu einem narzisstischen und autoritären Elitebewusstsein, wo man, anstatt die anderen zu evangelisieren, sie analysiert und bewertet und, anstatt den Zugang zur Gnade zu erleichtern, die Energien im Kontrollieren verbraucht“.

Bei diesen Fällen selbstüberlegener Orthodoxie oder Orthopraxie existiere „weder für Jesus Christus noch für die Menschen ein wirkliches Interesse“, sie seien vielmehr „Erscheinungen eines anthropozentrischen Immanentismus“, das heißt einer Vorstellung, bei der sich der Mensch zum Zentrum erklärt und im Diesseits verhaftet bleibt. Und es sei „nicht vorstellbar, dass aus diesen schmälernenden Formen von Christentum eine echte Evangelisierungsdynamik hervorgehen könnte“.

Nun könnte man dem Missverständnis unterliegen, die Kirche hätte nun die Lehre aufgegeben, wonach der rechte Glaube (Orthodoxie) oder das rechte Handeln (Orthopraxie) relevant für die Gewinnung des ewigen Heiles sind, das heißt, es sei also für das ewige Schicksal gleichgültig, ob die Menschen rechtgläubig sind und die göttlichen und kirchlichen Gebote einhalten. Dies wäre allerdings ein schweres Missverständnis. Der katholische

Glaube hat auch nichts mit einem „Gnostizismus“ gemein, einer geheimen Erkenntnis, aufgrund derer man das Heil erlangt; noch kann man das Heil erlangen, wenn man die Gebote nicht erfüllt: „Ohne Glauben aber ist es unmöglich, (Gott) zu gefallen; denn wer zu Gott kommen will, muss glauben, dass er ist und dass er denen, die ihn suchen, ihren Lohn geben wird“ (Hebr 11,6). Und dabei bezieht sich das „Glauben“ nicht nur auf ein Sich-Gott-Anvertrauen, sondern ebenso auf ein Für-wahr-Halten der von Gott geoffenbarten Wahrheiten.

Ist man sich der katholischen Lehre über die Bedeutung des wahren Glaubens und des rechten Handelns für das ewige Heil bewusst, so wird deutlich, dass Papst Franziskus offensichtlich nicht Orthodoxie und Orthopraxie kritisiert, sondern den Hochmut, zu meinen, es sei aus eigener Kraft und ohne die Gnade Gottes möglich, das ewige Heil zu erlangen.

Eine solche elitäre Haltung wäre tatsächlich hinderlich für die Evangelisierung. Selbstverständlich wird aber auf der anderen Seite das Wirken der Evangelisierenden nur dann gute Früchte tragen, wenn diese dem Willen Gottes gemäß den unverkürzten katholischen Glauben bekennen und lehren und sich stets bemühen, immer mehr in ihrem eigenen Tun nach Heiligkeit zu streben. Denn die Neuevangelisierung ist nicht denkbar ohne Heilige, die andere mitreißen auf dem Weg zu Gott, und das geht nicht ohne den wahren Glauben und das rechte Handeln. Die positive Verkündigung des Glaubens durch Neuevangelisierung und der Schutz der Gläubigen vor Irrtümern aber bedingen einander und sind gleichermaßen Aufgabe der Bischöfe. Denn sie sind als „Episkopoi“ wörtlich „Aufseher“, die die Unversehrtheit und Einheit der Glaubenslehre in fester Haltung zu schützen haben (vgl. c. 386 CIC).

KIRCHE